



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Literarische Plaudereien.

Die Memoiren-Literatur ist in Frankreich unermüdlich. Wir wissen nicht, ob es wahr ist, daß Louis Philipp selbst allnächtlich an seinen Memoiren schreibt, oder ob diese Nachricht bloß ein journalistischer Puff ist; so viel ist sicher, daß fast jede b. bedeutende politische Person innerhalb der Barrieren von Paris sein Lebenstagebuch im Geheimen ordnet, um nach seinem Tode ein Denkmal seines Daseins und seines Wirkens zu hinterlassen. Es ist wahr, daß nur wenige dieser Memoiren die volle Wahrheit sagen und daß noch weniger ein besonders neues Licht auf die geschichtlichen Scenen werfen, indes füllt fast jedes solches Buch — wenn es nicht ein Apokryph ist — irgend eine kleine Lücke aus und malt die Züge der historischen Personen fertig. Gewissermaßen als wollte man uns Deutsche reizen, diesen bei uns so spärlich cultivirten Literaturzweig besser zu pflegen — erschienen in letzterer Zeit mehrere Memoiren, die viele deutsche Personen berühren. Wir nennen vor Allem die „Erinnerungen an den Wiener Congress“, vom Grafen de la Garde (2 Bde. Paris 1843) und „Napoleon und Marie Louise“ von Baron Menneval, Secretair des ersten Consuls und Kaisers.

Der Graf de la Garde war keineswegs als Diplomat bei dem Wiener Congress zugegen, sondern er trieb sich als junger lebenslustiger Cavalier unter dem Schutze seines gefeierten Landsmannes, des Prince de Ligne, auf all den zahllosen Festen, Bällen u. s. w. umher, welche einen wesentlichen Theil des Wiener Congresses ausmachten. So ist dieses ganze Buch eigentlich nur eine Reihe hübscher historischer Novellen der heitersten Art, die goldbordirten Galizeider kommen nicht von der Scene und die berühmtesten Namen treten einander auf die Füße. Fürst Metternich und Talleyrand, Castlereagh und Wellington, die Stael und die Recamier, Kaiser Franz und Kaiser Alexander,

entfernte und gegenwärtige Potentaten bilden Gruppen in diesem vielfarbigen Bilde. Die Wahrheit ist offenbar der Farbe allzuhäufig geopfert. Aber die Zeichnung der Portraite ist stets richtig und frisch. Nicht so viel Gutes läßt sich dem Buche des Baron Menneval nachsagen. Der ehemalige Secretair Napoleons ist in jener trüben, melancholischen Stimmung, die wir bei dem zurückgebliebenen Diener einer verschwundenen Größe sehr wohl begreifen; seine Schilderung der Scenen trägt ganz den entgegengesetzten Stempel, den der Graf de la Garde dem seinigen aufgedrückt hat. Hier ist Alles gewitterschwül und düster. Gegen die Deutschen ist der Secretair Napoleons ungerecht; gegen Marie Louise ist er hart, und bei allen Bemühungen, unparteilich zu scheinen, geht er mit seinem Gefühl durch und ist oft grausam gegen sie. Die Franzosen in ihrer natürlichen Begeisterung für ihren großen Kaiser gehen in ihrer Beurtheilung Maria Louisens immer zu weit. Die Parallele zwischen Josephine und ihrer Nachfolgerin beruht auf einer falschen Grundidee. Die Franzosen sehen freilich in beiden Frauen nur die Gattinnen eines und desselben Mannes. Allein sie vergessen, daß Josephine mit und durch Napoleon groß wurde, daß sie ihm Alles schuldete und ihm Nichts weniger dafür geben konnte als ihre Liebe. Die Tochter des deutschen Kaiserstammes brachte dem „Emporkömmling“ die Ehren ihres Familiennamens mit in's Ehebett, sie reichte einem Manne die Hand, der eine andere Frau geliebt und verstoßen hatte, der nicht mehr noch ein halber Jüngling war, wie der Gatte Josephinens, der nicht aus Liebe, sondern aus Berechnung um sie erworben, er, der langjährige Feind ihres Vaters, der die alte deutsche Kaiserkrone von seinem Haupt gerissen, seine Länder decimirt und ihn gezwungen, der uralten ehrenreichen Stadt seiner Väter als Flüchtling den Rücken zu kehren, er, der Franzose, der Herrscher eines Volkes, das Marie Antoinette auf's Schaffot gestellt, wahrlich es heißt dem Herzen einer Frau viel zumuthen, wenn es dieses Alles plötzlich vergessen sollte.

Ein Phantasieleben und seine Folgen heißt ein zweibändiger Roman der Freifrau von Dalberg, der bei Sauerländer in Frankfurt a/M. in eleganter Ausstattung erschienen ist. Die Zahl der Schriftstellerinnen wächst mit jedem Tage in Deutschland; das weibliche Geschlecht, das selbst so gern das Scepter führt, ist seiner innersten Anlage nach sehr gut monarchisch gesinnt; die Stimmführerinnen der Damenliteratur sind zudem aristokratischer Geburt. Es dürfte daher wohl bald dazu kommen, daß auf dem alten Römer zu Frankfurt a/M. eine Kaiserin der Literatur erwählt würde. Man würde sich aber, — wenigstens durch die Großthaten dieses Buches nicht — bei dieser

Kaiserinnen-Krönung nicht veranlaßt sehen, auszurufen: Ist keine Dalberg da? So gern wir weiblichen Autoren gegenüber lieber die Gesetze der Courtoisie und Galanterie, als die der strengen Aesthetik anwenden, so können wir doch nicht umhin, über diesen Roman eine strenge Rüge auszusprechen. Wir wollten allenfalls noch davon absehen, daß die Sprache dieses Buches so geziert und prätentios ist, daß das Lesen oft eine Mühe, nicht eine Unterhaltung ist. Wir wollten sogar darüber ohne weitem Tadel hingehen, daß die vornehmen Herren und Damen, in deren Gesellschaft uns der Roman führt, gar so ewig lange Reden halten und discutiren, wie deutsche Rathsberrmänner, was doch wahrhaftig nun und nimmer aristokratischer Salonston ist. Aber Eines können wir der Verfasserin nicht verzeihen, den Titel ihres Buches und den Fall ihrer Heldin. Wir lernen diese erst während eines Balles bei dem Minister einer kleinen deutschen Residenz durch die Verleumdungen und das Geklätch eines Kleeblattes neidischer Damen kennen und werden so von vorn herein zu ihren Gunsten eingenommen, da alle Anklagen dieser ihrer erbittertsten Feindinnen nichts Tadelnswerthes enthalten. Nach einer gemeinen Beleidigung, die ihr dieses Kleeblatt anthut, geräth sie mit dem Prinzen Thronfolger in ein langathmiges Gespräch. Der Leser erfährt daraus, eine wie edle, geist- und talentvolle, aber durch eine harte Erziehung gefühlkalt gewordene Person die Heldin des Buches ist. Der einzige Fehler, den man an ihr allenfalls tadeln könnte, ist eben dieser Mangel an Liebesfähigkeit und dieses allzugroße Vertrauen auf ihre Geisteskraft, in deren Bewußtsein sie sich über manche der Kleinlichen Convenienzregeln hinwegsetzt. Unser Interesse folgt der schönen, unglücklich verheiratheten Heldin auch in das Innere ihres Hauses und ihr Benehmen daselbst erwirbt ihr unsre volle Achtung. Als sie dann endlich würdevoll das nicht beglückende Band ihrer Ehe gelöst und nach langem verständigem Ueberlegen die Hand des Prinzen Thronfolgers annimmt und durch dessen feurige Liebe auch in ihre bisher kalte Brust ein Funke der Leidenschaft fällt, — da gewinnen wir die Heldin noch mehr lieb, weil sie nun ihrer und des ganzen weiblichen Geschlechtes urewiger Bestimmung nachzukommen anfängt. Aber des Standes Ungleichheit und der dadurch erzeugte Widerspruch der herzoglichen Familie zerflört dieses stille Glück. Aus Verstandesrücksichten und durch Verstandesgründe läßt sich unsre Heldin überreden, einen Hochverrath an ihrer und des Prinzen Liebe zu begehen und seiner Hand zu entsagen. Wo ist nun bisher ein Phantasieleben, d. h. ein Leben, das nur nach Eingebungen der Einbildungskraft oder der Laune, des unbedachten Einfalls geführt wird? Wir wissen nur ein Verstandesleben herauszufinden. Aber gehen wir weiter.

Die Heldin läßt sich, um der Leere ihrer freudentlosen Stellung zu entgehen, bereben, eine Reise nach Italien zu machen. Auf die ungebeugte Stärke ihrer geistigen Kräfte vertrauend, beachtet sie es nicht, daß die Begleitung eines Lords, der ihr eine geistige Unterhaltung bietet, und der mit ihr zusammen Italien, Griechenland u. s. w. besucht, sie den Pfeilen der Verleumdung mit mehr bösem Schein, als je blosstellt. Durch einen egoistischen Schritt des Engländers wird sie endlich ihren Fehl gewahr und in Folge der Leere ihres Gemüthes wird sie katholisch. So weit sind wir der Verfasserin und ihrer Heldin mit Theilnahme gefolgt, obgleich das Interesse des Buches und der Charakterentwicklung eigentlich von dem Momente der Entsagung an abwärts geht. Das Buch hätte unter dem Titel Ein Verstandesleben und seine Folgen nach jener Entsagung damit abschließen müssen, daß die Heldin zur Einsicht gelangte, wie sehr sie durch ihren Mangel an Gemüthsleben sich von der Bahn der Weiblichkeit entfernt und so ihre Bestimmung verfehlt habe. Wollte die Verfasserin ihrer Heldin eine Buße auferlegen, — nun wir hätten Nichts dawider gehabt, wenn, da nun einmal die Episode mit dem Lord geschrieben war, die Heldin nach ihrer Bekehrung zum Katholicismus gethan hätte, was sie am Ende des Romans thut, in den Orden der barmherzigen Schwestern eintreten. Diese Priesterschaft der Barmherzigkeit und allgemeinen Menschenliebe wäre eine hinreichende Sühne für den frühern Liebesmangel gewesen. Daß aber die Verfasserin ihre Heldin erst nach Paris führt und sie dort tief in die Unsittlichkeit und zwar in die ärgste, in die herzlose, nicht von der Leidenschaft herbeigeführte Unsittlichkeit sinken läßt, das ist unverzeihlich, unkünstlerisch und auch in gegenwärtigem Falle nicht einmal genügend psychologisch motivirt.

In wenigen Blättern und in einer scheinbar spielenden, scherzenden Manier, aber mit tiefem Ernste und recht viel praktischem Verstande bespricht Hr. August Becker in einer kleinen Brochure Die Volkspphilosophie unserer Tage*), Gegenstände vom höchsten und allgemeinsten Interesse. Zwar sind, wie wir glauben, die untern Gesellschaftsclassen in Deutschland noch nicht so weit mit ihrem Nachdenken über Staats- und Kirchen-Einrichtungen gediehen, daß ihre Meinungen und Ansichten über diese Dinge den Namen einer Volkspphilosophie verdienen und scheinen uns die Beobachtungen des Herrn Verf. mehr auf schweizerischem Boden gemacht zu sein. Aber trotzdem paßt gar Manches von dem, was in diesen Blättern getadelt, gefordert und

*) Neumünster bei Zürich. Verlag von Fr. Gess. 1843.

besprochen wird, auch auf deutsche Zustände. Wer z. B. stimmte nicht zunächst mit in die Klage des Verfassers ein, daß es so wenig gute deutsche Volksbücher gebe, d. h. solche Bücher, die in gemeinverständlicher Sprache geschrieben wären und aus denen der Bauer, der Handwerker und die ganzen niedern Volksclassen ihre Rechte und Pflichten, ihre Verhältnisse zu einander und zum Staate, die Befugnisse und die Amtskreise ihrer Obrigkeiten, ihre Landesgesetze u. s. w. kennen lernen könnten. Was uns der Verfasser aber in diesen Blättern bietet, ist selbst seltsamer Weise Nichts weniger, als ein Volksbuch. Zunächst nämlich ist seine Sprache nicht volksthümlich genug, nicht gesäubert genug von Fremdwörtern und von Ausdrücken der Schulphilosophie. Sodann aber, glaubt denn der Verf. wirklich, daß bei uns in Deutschland das Volk, d. h. der gemeine Mann, geistig reif ist für das Verständniß oder gar für einen Anfang praktischer Durchführung des fourieristischen Staats- und Gesellschafts-Systems, das er in seinen Hauptzügen in diesen Blättern auseinandersetzt? Wir sagen nein, unser deutsches Volk ist politisch noch viel zu zurück, um hievon etwas zu verstehen. Es mag in der Schweiz, in der das Volk als solches im Staate eine Rolle spielt, vielleicht einige von der Natur glücklich begabte Handwerker geben, welche die Zukunftskeime der socialistischen Ideen erkannt haben. Für unsere deutschen Handwerker wären solche Ideen ein verzehrendes Gift; sind ja doch selbst die mittlern Gesellschaftschichten noch nicht politisch reif, um an eine sociale Verbesserung und Reform zu denken. Freilich wäre es theoretisch wünschenswerth, wenn diese letztere als die Radicalcur vorausginge, weil die politischen Fortschritte dann sicherer begründet wären; aber die bisherigen Erfahrungen der Völkergeschichte geben keine Hoffnung, daß gerade Deutschland diesen Weg einschlagen werde.

S. 9.

II.

N o t i z e n.

— (Aus Preußen.) Der neue preussische Criminalgesetzentwurf leidet offenbar an hypochondrischen Voraussetzungen. Im dritten Titel: „Beleidigungen der Majestät und der Mitglieder des Königl. Hauses“ lautet der §. 172: „Angriffe auf die Ehre verstorbener Mitglieder des Königl. Hauses sind mit Gefängnißstrafe oder Strafarbeit bis zu zwei Jahren zu ahnden.“ Den Freund des Vaterlandes muß es schmerzen, daß hier Verbrechen solcher Art vorausgesetzt werden, ohne daß man sie ihm definiert. Der Freund der

Wahrheit muß hier vor allen Dingen fragen: was sind Angriffe auf die Ehre verstorbenen Mitglieder des regierenden Hauses? Den Lebenden ist man Rücksicht schuldig — sagt ein alter Practicus, dessen Wort wir citiren, ohne ihm diesen Vorderatz ganz einzuräumen; — den Todten aber — setzt er hinzu — Wahrheit. Sollen wir alle verstorbenen Mitglieder des Hohenzollerschen Hauses für Heilige erklären? Ist keine Geschichtsforschung, keine ehrliche Geschichtschreibung mehr erlaubt? Der Engherzigkeit des Richters ist hier gestattet, eine wichtige Frage zu beantworten, über die nur der Freund der Humanität entscheiden sollte. Der Entwurf scheint dies zu fühlen und setzt hinzu: „Die Untersuchung darf jedoch nur mit Genehmigung des Justizministers eingeleitet werden.“ Das alte Criminalgesetz vom Jahr 1794 aber machte diese argwöhnischen Vermuthungen gar nicht. Wer kann bei Menschen den Trieb der Hyäne annehmen, die Leichen aufwühlt, um ihre Wuth an ihnen zu befriedigen! Ist denn in Preußen ein solcher Mangel an Patriotismus und Hinneigung zum angestammten Hause, daß man die todten Könige und Prinzen gegen Schändung sichern zu müssen glaubt? — Solon gab kein Gesetz gegen Elternmord. Aus dem Grunde, weil er dies Verbrechen für unmöglich hielt.

Im fünften Titel: „Verletzung der Achtung gegen die Regierung und die Obrigkeit“ lautet §. 183: „Wer öffentlich in Worten, Schriften, Abbildungen oder Darstellungen den Staat, dessen Verfassung, Einrichtung oder Verwaltung, es sei im Ganzen oder in einzelnen Zweigen, durch Erdichtungen oder Entstellungen der Wahrheit, durch Schmähungen oder Spott herabzuwürdigen sucht, hat Gefängniß u. s. w. verwirkt.“ Es versteht sich, daß der Staat sich, wie jede Privatperson, einen Anwalt halten darf, der dessen Rechte, wo sie gefährdet scheinen, wahrnimmt. Allein es fragt sich, ob dieser Anwalt ein Philister, ein Pedant, ein schwarzblutiger Finsterling sein darf. Die Heiligkeit des Staates wankt noch nicht, ob auch ein Aristophanes, ein Hogarth ihre Gaben in Laune, Witz und Satyre spielen lassen. Oder will man den Humor mit diesem Gesetzartikel, gleichsam wie mit einem Zwanzigpfünder, in Grund bohren?

Unter Titel 7 lautet §. 226 in Bezug auf unerlaubte Verbindungen: „Wer an einer Verbindung Theil nimmt, zu deren Zwecken oder Beschäftigungen es gehört, über Veränderungen in der Verfassung des preussischen Staats, des deutschen Bundes oder eines der deutschen Bundesstaaten zu berathschlagen, hat Gefängnißstrafe u. s. w. verwirkt.“ In der neuesten Censurinstruction vom 31. Januar heißt es aber bei Gelegenheit der Fragen, ob der Censor Äußerungen über den Staat, seine Einrichtungen, seine Gesetzgebung, seine

Verwaltung oder deren Organe zum Druck verstaten dürfe, ganz ausdrücklich, daß eine in wohlwollender Tendenz und in anständiger Form ausgesprochene Kritik, welche „belehren, rathen und dadurch nützen und verbessern will,“ nicht gehindert werden solle. Ich verstehe nicht, wie der Gesetzentwurf auf Berathschlagung über Veränderungen in der Verfassungsform Gefängnißstrafe setzen will, während ich in wohlwollender Absicht — ich habe keine andere als ehrlicher Mensch, — und in anständiger Form — der Gebildete kennt keine andere — den Versuch machen darf, zu belehren, zu rathen, zu nützen und zu verbessern!

Lösen Sie mir, Graf Derindur,
Diesen Zwiefpalt der Natur!

— — An zwei verschiedenen Punkten Deutschlands sind fast zu gleicher Zeit zwei neue Opern zur Aufführung gekommen. In Stuttgart die sicilianische *Vesper* von Lindpaintner, in Wien *Maria di Rohan* von Donizetti. Nach welchem werden wohl die deutschen Intendanzen zuerst greifen? Es ist wahrhaft herzbrechend, wenn man eine Vergleichung zwischen den Verhältnissen anstellt, unter welchen ein deutscher Tondichter und ein fremder Tondichter im Vaterlande des ersteren sein Werk zur Deffentlichkeit bringt. Wenn Goethe sagt:

Willst Du den Dichter wohl verstehen,
Mußt Du in Dichters Lande gehen, —

so hat er dabei gewiß nicht an unsere armen deutschen Tondichter gedacht, die nirgends weniger verstanden werden, als eben in ihrem eigenen Lande. Sehen wir nur: Donizetti bringt seine Oper vor das Publicum der größten Stadt Deutschlands; die Tadolini, eine der besten Sängern Italiens, singt die Titelpartie, Ronconi singt die erste Männerpartie; die abgedroschensten Melodien bekommen durch die Kunst des Sängers Leben und Frische, und ringsherum steht ein enthusiastisches Publicum mit applauslustigen Händen. Lindpaintner muß seine Oper in der kleinen Stadt zur Aufführung bringen, in welcher er als Kapellmeister wenigstens diese Aufführung durchzusetzen den Einfluß hat. Die Titelrolle singt natürlich nicht die Tadolini, sondern Madem. Haus, eine Sängern, die man vor zwanzig Jahren ein mittelmäßiges Talent genannt hat, die aber nun ein ungeschlächtes, riesiges Weib, ohne Stimme, ohne Kunst ist. Ringsumher steht und sitzt das liebe Schwabenland, kräftige Charaktere, aber schwerblütig und Alles eher, als enthusiastisch. Dennoch gefällt die Oper; sie wird wiederholt und abermals wiederholt. Welch ein Kern muß in einem Werke sein, welches unter solchen Verhältnissen nicht untergeht. Und doch werden wir es wahrscheinlich erleben, daß Maria von

Rohan binnen einem Jahre von allen deutschen Bühnen mit dem Publicum coquettiren wird, während die sicilianische Vesper ihre Vesperglocke nur in einzelnen Schlägen hie und da läuten wird. Es ist schwer zu entscheiden, wer in Deutschland schlimmer daran ist, der dramatische Dichter oder der dramatische Componist, — denn im Grunde sind beide zu bedauern. Indessen, der dramatische Dichter hat Freunde, welche Zeitungen redigiren — wenn er nicht etwa gar selbst eine redigirt — hundert Federn stehen ihm zu Gebote, die zähe Haut des Theaterdirectors wird auf alle mögliche Weise frottirt und am Ende muß er doch seine Schuldigkeit thun. Der arme Componist aber hat nicht nur keine solche Waffe, sondern er findet an jeder Bühne einen Mann mit einem Laktirfabe, der sein natürlicher Rivale ist — weil er selbst eine Tochter zu verheirathen, eine Oper im Pulte hat.

— Wir haben in Deutschland keine Vorstellung, geschweige ein Beispiel, von dem Erfolg, den Eugene Sue's Roman *les Mystères de Paris* in Frankreich hat. Vom Minister bis zur Grisette, ja bis in noch niedrigere Classen des Volkes wird dieser Roman verschlungen. Wir sagen absichtlich vom Minister, nicht etwa blos, weil er in dem ministeriellen Journal des Debats erscheint, sondern weil, als vor wenigen Tagen ein Redner in der Kammer, Herr Chapuis-Montlaville gegen eins der letzten Kapitel der *Mystères* zu Felde zog, die ganze Deputirtenkammer so genau den Gegenstand kannte, als wäre es eine europäische Frage oder ein Paragraph aus der Constitution. In der That berührt dieser Roman so wichtige sociale und legislative Mißbräuche, daß man ihn als ein wichtiges Kapitel zur Kenntniß der Zeitgeschichte betrachten muß. Die Schilderungen des Gefängnißwesens sind nicht nur moralisch, sondern auch politisch wichtig. Da die neuen Gefängnißanstalten in Berlin so viele Gegner fanden, so empfehlen wir leztern ganz besonders die Lectüre der *Mystères*, worin gerade die Nothwendigkeit des pensylvanischen Systems, d. h. der einsamen Abschließung der Verbrecher, nicht nur mit allem Glanz der Phantasie, sondern auch mit schlagenden positiven Belegen nachgewiesen wird.

— Es ist endlich einmal Zeit, daß Herr Theodor Hell in den Ruhestand tritt. Der Mann ist bei seiner Abendlampe eingeschlafen und schnarchte in letzterer so unanständig und ließ seine Schlafmütze so ohne Scheu sehen, daß man recht froh sein darf, das Blatt endlich ein Mal in rüstigere Hände kommen zu sehen. Um einen Beweis zu liefern, wie Herr Hell seine Zeitschriftenmusterung einrichtet, wollen wir ein Kleines, uns selbst betreffendes Beispiel anführen. Unsere Leser erinnern sich, daß wir vor wenigen Wochen eine

Charakteristik Victor Hugo's lieferten. Der Verfasser derselben schrieb den Artikel unter dem Eindruck der zweiten Aufführung der Burggrafen, der er in Paris beigewohnt. Er beginnt mit den Burggrafen, kommt im Lauf des Artikels mehrmal darauf zurück und schließt endlich mit einer Analyse und Beurtheilung dieses Stückes. Von letzterer gingen einige Auszüge sogar in mehrere andere Blätter, wie „Ost und West“ zc., über. Nun kommt Herr Theodor Hell mit seiner „Zeitschriften-Musterung“ und meldet: „Die Grenzboten No. 13 und 14 zc. Das vierte Portrait zu den „Franzosen und ihre Berühmtheiten“ liefert Victor Hugo. Von seinen Burggrafen ist natürlich noch nicht die Rede.“ Lieber Herr Theodor Hell, wenn Sie schlafen wollen, so haben wir ja gar Nichts dagegen; wir wünschen Ihnen alle insgesammt angenehme Ruhe. Aber wenn Sie mustern, so machen Sie gefälligst die Augen auf. —

— — Der alte 74jährige Arndt in Bonn hat seine seit 1840 gehaltenen Vorlesungen unter dem Titel „Versuch in vergleichender Völkergeschichte“ dem größern Publicum übergeben. Er spricht auch vom deutschen Michel. „Ich habe,“ sagt er, „des deutschen Michels Mängel und Gebrechen, seine uralten und fast ursprünglichen Untugenden, seine mancherlei dummen und schlimmen Michelleien ihm nicht verschweigen, noch bemänteln dürfen. Dieser deutsche Michel ist aber ein Keil so tüchtigen Stoffes, daß er sich schon einen tüchtigen Zadel gefallen lassen kann; er ist ein Roland aus so festem Stein und Metall, daß Jahrtausende daran haben hämmern und schlagen dürfen, und daß aus dem Zerhämmerten und Verunstalteten doch heute noch ein herrliches Männerbild zu hauen ist.“ — Zu hauen wäre, sollten wir sagen, wenn nicht — —! Die Hemmungen der Volkskraft sind die übelsten Verunstaltungen, denn sie machen giftiges Blut. Der alte Arndt aber ist voll frischer Zuversicht. Er schließt sein Buch: „Deutschland ist wieder erwacht und wird einem fröhlichen, sonnigen Morgen und Mittag entgegenwandeln, und die Nacht seiner Lage wird die fernste sein. Amen! also sei es!“ Der Alte hat sehr lustige Hoffnung. Wir Jüngern wollen beten gehen, daß sie nicht zu Schanden werde. —

— — Kaum ist die „Locomotive“ zum Schweigen gebracht, so wollen an allen Ecken und Enden, dem Vernehmen nach, ähnliche Blätter austauschen; nicht bloß, weil sie eine treffliche Speculation sind, sondern weil diese Art, sich dem Volke gegenüber auszusprechen, in der Zeit liegt. So viel fruchten Verwaltungsmaßregeln, Verbote und Unterdrückungen. Sie sind um so gehässiger, weil man schon die Einsicht haben könnte, daß man sich damit nur an einzelnen Personen rächt, die Sache aber nicht aufhört. Auch die „Rheinische“ ist in anderer Form wieder erstanden und bald leben vielleicht auch die „Deutschen Jahrbücher“ wieder auf. Die Pressfeinde nennen das vielleicht den Kopf der Hyber; wir möchten es Seelenwanderung der Zeit nennen.